

Wiener Typen.



Wien hat sich seit 20 Jahren so total verändert, sowohl den äusseren, wie auch den allerinnersten Verhältnissen nach, dass die meisten seiner alten Typen ganz verschwunden, oder mindestens gänzlich metamorphosirt sind. Die Thore sind abgerissen, das Paradeisgärtchen ist fort, aus dem Glacis ist die Ringstrasse geworden, die grünen Bäume sind abgehauen, das alte Kärntnerthortheater ist in ein Hôtel verwandelt worden, das Gasthausleben hat sich in ein Hôtelleben verwandelt und die sanfte, behäbige Jausenpolitik in eine drohende Polemik von Nachbar zu Nachbar. Epimenides würde beim Erwachen Wien nicht wiedererkennen.

Und wie sein äusseres Gewand, so hat Wien auch seine Menschen geändert, und altgewohnte und altbekannte Gestalten sind verschwunden. Wien hat so viel fremde Elemente in sich aufgenommen aus allen Welttheilen, ja bis aus Amerika (im Merkantilfache), dass man vergebens mehr das echte, rechte und drastische Wiener-Leben sucht in dem lärmenden Alltagsgetreibe.

Die Wiener Behäbigkeit, die Wiener Gemüthlichkeit, der Wiener Frohsinn sind scheinbar verschwunden, wenn man in dem grossen Wien lebt, wenn man die Orte besucht, wohin die riesigen Affichen weisen, und wenn man die eleganten Gewölbe der Ringstrasse durchwandert.

Aber dieses alte Wien existirt doch noch, freilich reducirt und gleichsam verstärkt. Es hat sich in die äussersten Endpunkte der Vororte zurückgezogen. Dort findet man noch ganze Gassen, welche an Ruhe und Heimlichkeit mahnen, und in den Gast-

häusern findet man die alten jovialen Gesichter, den alten derben Handschlag, den alten kernigen Fiakerwitz, das „alte reichliche Backhändl“, und den alten lautjubelnden „Schwips“. -- Aber eben diese Vororte werden es sein, welche der fremde Gast der Weltausstellung nicht besuchen wird; und in der inneren Stadt und in den Prachtstrassen, den Prachtgeschäften und den Prachthôtels wird er vergebens den Wiener Typus suchen, den er schon mit der Fibel auswendig gelernt hat; den stets fidelen, stets witzigen, leicht vertrauenden, leicht gereizten und steigenden Typus, dessen Refrain immer die „Bruderschaft“ war. Unter den richtigen Wiener Typen, über die ich hier plaudern will, sind viele schon im Aussterben begriffen, manche erst seit ein paar Jahren zugewachsen, manche fast ganz unkenntlich geworden und entartet. Unter diese Letzteren gehört vor allem der Wiener Schusterbube. Wer hat nicht gehört von diesen Rivalen der Pariser Gamins? Er spielte eine Rolle in jeder Anekdote, in jedem Witzblatte, in jedem Volksstücke. Wir alle wussten ihn auswendig zu zeichnen, mit seinem frivolen, pffiffigen Gesichte, dem struppigen Haare, dem Stiefelpaar über die Schulter und den riesigen Pantoffeln an den magern Füßen. Der Wiener Schusterbube war gefürchteter als seiner Zeit Voltaire durch seinen Witz, und beliebt wie ein Lanner'scher Walzer. Er war geistreicher als alle Söhne des grossen Dumas zusammengenommen und volksthümlich wie der Stephans-thurm. Der Wiener Schusterbub' war ebenso unerschöpflich an Witzen wie an blauen Flecken. Er wurde stets geprügelt und stets geliebt. Er war der lustige Rath des Bürgerthums, die menschgewordene Selbstkritik des Wiener Uebermuths. Wir beutelten ihn an den Haaren und duckten uns vor seiner treffenden Kritik. Wir liefen ihm nach und liefen wieder vor ihm davon. Die Polizei hatte die vor Lachen thränenden Augen auf ihn gerichtet, unsere Väter besangen ihn, unsere Künstler verkörperten ihn auf der Bühne und im Bilde, und die Fremden suchten unter allen Merkwürdigkeiten zuerst den Wiener Schusterbuben. Und dieser Wiener Schusterbub ist nicht mehr. Wie er verschwunden ist, wann

und warum, alles das bleibt eine ungelöste Frage. Sein Abnehmen und sein Untergang waren so langsam, so unmerklich, dass er auf einmal weg war, ohne dass man wusste, wohin er gerathen sei. Ich meine, die meiste Schuld an dem gänzlichen Verfall des Wiener Schusterbuben trägt das Jahr 1848. Es brachte uns viel Gutes, raffte aber mit vielen Uebeln auch manches heimatlische, echte, lustige fort. Der Schusterbube spielte nach dieser Revolution keine kleine Rolle. Er wurde da fast tragisch; er kämpfte auf den Barrikaden, er schleppte grosse Waffen mit sich, er schoss aus den Dachlucken, und er fiel als kleiner, schmutziger Held, mit einem Witze oder einem Schimpfnamen auf den Lippen. Der Schusterbub' von heute ist vor allem ein Böhme; er ist noch schmutzig, aber nicht mehr witzig; roh, aber nicht mehr lustig; er nimmt den Knieremen und die Meisterin ernst.

Eine zweite fast ausgestorbene Wiener Spezies, eine fröhliche, hübsche Gestalt war das Wäschermädel.

Man erinnert sich noch der drallen, kecken, reizenden Figuren voller Jugendfrische, Uebermuth und Gutherzigkeit. Das gelbe gepuffte Kopftüchlein um den glänzenden glatten Scheitel gewunden, den schönen Oberkörper in das stramme, schwarze Leibchen gezwängt; über einem halben Dutzend reschgesteifter laut rauschender blühweisser Unterröcke den ebenfalls starrgesteiften rosenfarbenen Perkaill-Rock; und an den Füßen die nettsten Stiefelchen von der Welt. So tänzelte sie durch die Strassen, die Butte mit den Steifröcken auf dem Rücken, die Arme in die Seite gestemmt, den Bekannten im raschen Gange ein lustiges Wort zurufend oder einem kecken Stutzer ein unnachahmliches Mienenspiel zum Besten gebend. Und Sonntags da war sie die Erste auf dem Tanzboden, mit ihrem Schani vom Grund, und war die Lauteste und Lustigste da, sich drehend wie ein Kreisel, (mit den Steifröcken) rauschend wie ein Herbstgebüsch und unerschöpflich in Vierzeiligen wie eine neue Ausgabe von Castelli.

Und jetzt! Man sehe jetzt die Wäscherin an, welche für unsere „linge“ sorgt! Es sind knochige, alte Weiber, mit welchen,

schlampigen Kleidern und gallgelben Gesichtern, zahnlückig, zänkisch und gemein. Wir wechseln so wenig als möglich die Wäsche, nur um so wenig als möglich mit der schrecklichen Wiener Wäscherin zusammen zukommen. Wir sinken in unserer Toilette! Diese Weiber sinnen auf Betrug — sie bringen uns alte Fetzen für eine neue Ausstattung, sie klatschen mit unserer Hauswirthin, und sie verderben uns den Appetit. Und anstatt wie sonst unsere Nausikaa in die blühende Wange zu kneifen, zanken wir mit ihr. Wo seid ihr hin verschwunden, ihr jungen, lebendigen Freuden unseres Garçonlebens, ihr ewig heiteren Göttinnen des sonntäglichen Tanzbodens, mit der leichtsinnigen Liebe und dem weichen Gemüthe? Wo seid Ihr hin? Ach sie sind ein Opfer geworden des Luxus und der fremdländischen Mode.

Die Wäscherinnen von einst werden jetzt Weissnäherinnen, das ist müheloser und nobler. Wenn ein Mädchen vom Grund hübsch und leichtherzig ist, wird sie keine Nausikaa mehr, sondern eine Mamsell bei der Nähmaschine. Sie hat die Cameliendame gesehen, sie trägt eine lange „Schooss“ anstatt des kurzen Rockes, einen blumenüberladenen Hut anstatt des Kopftuchs, und ihre Derbheit hat sich in Rohheit verwandelt. Sie tanzt nicht mehr beim Heurigen, sondern in der Walhalla, und sie ist dem armen Strizzi (Louis) untreu geworden — ihr Geliebter ist jetzt Buchhalter oder Baron, und wo immer möglich ein Israelite.

Diese Weissnäherin hat nichts gemein mit der Pariser Grisette. Die Grisette war ein gutes Geschöpf, leichtfertig, aber nicht berechnend. Ihr Liebhaber war ein Maler, ein Student, ein Schreiber — meistens noch ärmer als sie selber. Sie wechselte mit ihnen, aber sie liebte sie alle. Sie war nicht tugendhaft, aber sie war treu, so lange eine Liebe währte. Die Grisette des Parisers war das, was für Wien das Wäschermädel war.

Unsere Weissnäherin aber ist berechnend, frech und feil vom Anbeginne. Sie hat eine Börse an der Stelle des Herzens und ihre Scham steckt in ihren Stöckeln. Sie kann nicht lieben und will nicht geliebt werden. Sie trägt eine blonde Perrücke,

welche so viel kostet, dass sie davon ihrem Vater, welcher sich zu Tode gearbeitet hat, ein Leichenbegängniß erster Classe der pompes funèbres veranstalten könnte. Sie beginnt ihre Laufbahn an der Nähmaschine, setzt sie fort bei einer alleinstehenden Wittfrau, welche möblirte Salons vermietet, und beendet sie gewöhnlich als Volkssängerin oder Zinshausbesitzerin. Früher starben solche Geschöpfe im Spital. Jetzt sind sie viel zu schlecht, um leichtsinnig zu sein.

Und die Strizzi's (Louis), die ehemaligen Freunde und unzertrennlichen Begleiter des Wäschermädels, ihre Nachbarssöhne „vom Grund“, ihre lustigen Kumpane, Anbeter und späteren Ehegatten, wo sind sie hin, nachdem sie treulos verlassen wurden von ihren fieschen Gefährtinnen? Als das Wäschermädel die lange Schleppe angelegt hatte und dem Gelde nachzog in die Diana- und Sperr-Säle, und der Strizzi sich allein und einsam sah beim Heurigen, beim grellen Orchester, welches den „Schieberischen“ aufspielte, und in den Auen von Dornbach; da verstummte er langsam mitten in einem Vierzeiler, und schaute ernüchert um sich. Da erblickte er um sich herum nichts mehr als das bierklebrige Orchester mit den halbtrunkenen alten Musikanten, welche ihre verstimmten Instrumente winseln liessen — und auf der Thürschwelle kicherten ein paar unheimliche, schmutzige, formlose Frauenzimmer von der Strassenecke.

Von diesem Augenblicke sank auch der Strizzi. Seit die tolle Nachbarssali ihn verlassen hatte, um Canean zu tanzen und Geld zu erleben, hatte sein Leben jeden Halt und den letzten Schimmer von Echtheit verloren im Pfuhe der Gemeinheit.

Der Strizzi von ehemals, der Sohn des reichen Greisslers, oder des reichen Fleischhauers, oder der rangirten Fratschlerin vom Naschmarkt, war ein liederliches Tuch, aber kein „gemeiner Kerl.“ Er machte Schulden, er „haute auf“, er war faul, wechselte mit der Condition, war bald Fleischhacker, bald Fiaker, bald vazirend, aber immer „g'stellt.“ Das schwarze Haar fettglänzend in die Schläfen hereingestrichen, das dunkle Schnurbärtchen über

den frischrothen Lippen und den schneeigen Zähnen „mordionisch“ aufgewiehet, die Augen funkelnd vor Uebermuth und Jugendlust, die Lederschirmmütze auf dem linken Ohre, das giftbeerenrothe Halstuch flatternd um den Hemdkragen herum, das grosskarrirte Beinkleid stramm angespannt, die Virginier im Munde, einen Kraftnamen auf den Lippen, das war der Strizzi von ehemals; manchmal fleissig, wie ein Ackergaul, dann wieder faul, wie ein Lazzaroni, immer freigebig und immer verliebt, und stets raufbereit; zuletzt heirathete er stets seine Wäschersali, und wurde solid, und sogar streng mit seinem Sohne. Aber der Strizzi von heute! Er hat dieselben Eltern, wie der frühere: den reichen Greissler oder die rangirte Fratschlerin; sein erstes Geschäft ist das Schuldenmachen. Auch er ist anfangs soi-disant Fleischhacker, Kutscher, oder Holzschieber — aber er arbeitet. — Seine Kleidung ist verwahrlost und fleckig — denn er hat keine Geliebte mehr, welche wäscht oder näht; seine Gefährtin ist ein schreckliches Kloakengeschöpf. Nachdem er seine Eltern ruinirt hat, muss er zu arbeiten anfangen oder er wird daher Kosak. Er betrügt im Kartenspiel oder benützt die Trunkenheit der Anderen, um die Zeche zu changiren. Endlich, nachdem er viele Colissionen mit dem Strafgesetzbuch bestanden, wird er alt und bereut, indem er sich dem Schnapstrunke ergibt.

Ein Wiener Typus, welcher sich unvermindert erhält, oder vielmehr sich von Jahr zu Jahr noch vervielfältigt, erweitert und vervollkommt, ist die böhmische Köchin, Marianka. Marianka hat immer eine aufgestülpte Nase, und ihr Geliebter heisst immer Wenzel, ist stets beim Militär, und nur ausnahmsweise bei der Entreprise des pompes funèbres. Marianka ist stets hochbusig, hat breite Schürzen und eine noch breitere Taille. Sie dient nie beim Handwerker und nie beim Adel, sondern immer beim Beamten oder Kaufmann. Ihre vom Herdfeuer gerötheten Arme liebt sie entblösst zu tragen. Sie ist immer zur Vertheidigung gerüstet mit Ellbogen und Mundwerk, auch wenn sie von gar Niemanden belagert wird. Es ist dies eine rührende Selbsttäuschung der Hässlichkeit.

Die böhmische Köchin spricht nur Küchensachen oder Scheltworte. Ihr ganzes Seelenwesen bewegt sich in diesen beiden Regionen. Sie „buttert Flüche in einer Kasserolle.“ Sie veruntreut niemals Geld, wie die Wiener Köchin, aber desto mehr gute Bissen für den Wenzel. Und jede dieser Veruntreuungen wird ihr verziehen, denn sie hat viel geliebt.

Die böhmische Köchin ist mehr Raçe als Weib. Um den Uebergang zum denkenden Geschöpfe zu bilden, dazu fehlt ihr vor allem — die Koketterie. Der Wenzel und die versalzene Suppe . . . das bewegt ja selbst die Hauskatze in ihrem Herzen!

Der Wiener Hausherr, wie er jetzt existirt, ist ebenfalls erst neuerfunden. Der alte Wiener Hausherr schwankte immer zwischen Gutmüthigkeit und der Würde, er war ja reich! Das Geld war da Nebensache. Er durfte sich nur den Parteien gegenüber nichts vergeben! Er ging gern durch die Höfe im Schlafrock — das gestickte Hauskäppchen auf dem Kopfe. Er brummte immer, aber man fürchtete ihn nicht.

Er stand sogar bei den Taufkindern seiner Parteien zu Gevatter, und beschenkte sie dann reichlich.

Der Hausherr von heute ist ein unheimliches Wesen. Er hat das Haus weder erwirtschaftet noch ererbt. Er hat es gebaut; gebaut, um reicher zu werden.

Das Gebäude selber ist ihm fremd; keine Erinnerung an seine Knabenzeit, kein pietätvoller Gedanke hängt mehr daran. Es ist ihm nur eine Geldpresse. Die Partei selber ist ihm die willkommene Beute, wie der Spinne die Fliege.

Der Wiener Hausmeister ist ebenfalls eine unausrottbare Spezie. Er wird gewöhnlich durch die Hausmeisterin repräsentirt. Diese ist für sämtliche Parteien des Hauses unfehlbar. Jedes ihrer Worte hat Gesetzeskraft, und vor der Laune dieses hässlichen und brutalen Weibes muss sich der anständige Beamte, die distinguirteste Familie beugen, wenn sie nicht ein Zigeunerleben führen wollen. Denn die Hausmeisterin kündigt und steigert, bestraft und belohnt. Sie tritt in die Wohnung der Partei wie eine

Gönnerin und zankt in derselben wie eine Höckerin. Gegen die Wiener Hausmeisterin gibt es keinen Recurs. Und wenn sie heute verlangte, dass sämtliche Hausthiere ausgerottet und dass alle Kinder durch das Schwert vertilgt würden — es müsste geschehen! Denn die Hausmeisterin ist Rattenfänger von Hameln und Herodes zugleich. Und wenn dieses alte hässliche Weib schlechter Laune ist, kündigt sie dennoch über dem Sarge des Kindes, welches man ihr zu Liebe „sterben liess“, nur um nicht ausziehen zu müssen! — Diese Hausmeister-Tyrannen, denen ein Hausherr *plein pouvoir* gibt, trotz ihrer Habsucht, ihrer Gemeinheit und ihrer Unehrllichkeit, sind nur in Wien zu finden. In andern Residenzen ist das Zinshaus oft eine Höhle, in Wien ist es eine Zwickmühle.

Ein Anderes ist's freilich mit den Ringstrassen-Palais, dessen Eigenthümer der Ringstrassen-Banquier ist. Der Baron hat das Haus nicht erbaut, um die Leute zu schinden, sondern um sie zu blenden. Er erwartet davon mehr als Zinsen; er erwartet Credit. Er hat es mit fürstlicher Pracht ausgestattet, und leitet es auch mit fürstlicher Hoheit. Wenn es ginge, so würde er zu allen Fenstern zugleich heraussehen.

Er hat Geld, und man sieht das an der Vergoldung der Friesen, an dem Golde seiner Uhrkette, an dem Goldbracelet seiner Gattin. Er weiss selber nicht recht, was er mit diesem *embarras de richesse* an Gold will. Er verfällt dann auf einen Orden. Sobald er den Orden hat, „*creditirt*“ er für einen Titel. Sobald er den Titel hat, fängt er von vorne an. Er gibt seinen Kindern ein reiches Monatsgeld, nur damit er sie darum beschwindeln kann. Dabei hat er ein wirklich edles Herz, thut Gutes, ohne es immer in die Zeitung zu setzen, und erfreut sich innig an seiner Gattin, weil sie fürstliche Husarenoffiziere zur Tafel zu ziehen versteht, und also in diesem Falle der „*Fiakermilli*“, einer bekannten Grösse der *Demimonde*, erfolgreiche *Concurrenz* macht.

Die Sodaliske ist abermals ein ganz eigenartiger Typus. Sie ist stets zu wenig hübsch, um beim Sperl reüssiren zu können,

und zu bequem, um zu arbeiten. Sie verbindet also die Faulheit mit der Tugend, und wird Sodaliske. Sie ist einfach gekleidet, aber herausfordernd koiffirt. Sie hat einen Roman aus der Leihbibliothek in der Hand, und schläft immer, wenn man zur Sodahütte kommt. Sie ist blass und nicht hübsch, aber beim Erwachen gähnt sie mit interessanter Nüancirung, wobei ihr eine Demuthsfalte zwischen den Augenbraunen hängen bleibt, wodurch sie das Air erhält, als ob ihr stets Unrecht geschehe. Sie hat auch Anbeter: lange Realschüler mit gelben Hälsen, und den Stiefelputzer neben ihrer Hütte.

Der Wiener Fiaker wird bald auch keinen ausgesprochenen Typus mehr haben. Er ist noch immer dick, hat noch immer grelle Cravatten und getigerte Hüte, und der Standplatz seines Zeugel ist noch immer vor einem Wirthshause, in welchem er zwei Drittel seines Lebens zubringt. Seine weltberühmte Grobheit ist aber beileibe nicht angeborne Rohheit. Der Fiaker selber ist oft ein ganz lieber, stiller Mensch; aber der Standplatz seines Wagens gibt ihm den falschen Schein des Rohseins, wo er doch nur betrunken ist. Denn was soll der Fiaker in den Wartestunden anders thun, als trinken? Und die Trunkenheit macht barsch. Daher stammt die bekannte Derbheit des Wiener Fiakers.

Die Trafikantin ist in Wien ebenfalls ein einziger Typus, d. h. eine Eigenthümlichkeit, die man ausser Oesterreich nicht findet in dieser strikten Couleur. Die Trafikantin ist entweder die Frau oder das Fräulein selber, welcher von der Regierung der Verschleiss übergeben wurde, oder es ist eine aufgenommene Mamsell. Im ersten Falle ist es eine Offiziers- oder Beamten-Witwe mit grauen, fettgeschwärtzten Haaren, welche die komische Manier hat, die Airs ihres einstigen Salons in die Tabackbudike zu verpflanzen. Das alte Fräulein, die Offiziersweise dagegen ist ein liebes, wohlthuendes Ding in einer Trafik für die echten Raucher. Sie ist freundlich, distinguirt, erinnert uns an unsere Tante, und macht das ganze Gewölbe heimatlich.

Die Trafikantin aber, welche von der Besitzerin gemiethet ist, hat ein ganz eigenthümliches Gesicht. Sie ist entweder eine Nymphe

oder ein Aschenbrödel. Meistens das Erstere. Sie sucht uns mit allen Mitteln ein Compliment abzukitzeln — *passez moi le mot* — und ist das geschehen, dann umgrinst sie uns bei jeder Virginier mit grässlichster Beharrlichkeit. Diese Trafikantin ist dann mehr ein zähnefleischender Mandril als ein Wesen. Sie bedient nicht, sie tanzt. Sie antwortet nicht, sie umspinnt. Aber viele Leute lieben die Zigarren mit Spinnenweben. Sie ist auch äusserst belesen, denn den ganzen Vorrath der 5 Kreuzer-Literatur hat sie durchgearbeitet und besonders interessirt sie die Rendezvous- und Heiratsrubrik der verschiedenen Tagesblätter.

Als ein Wiener Typus pflegt man auch die Wiener Volksänger anzugeben. Ich finde nicht, dass der actuelle status quo dazu präentirt. Der Wiener hatte einst seine echten Volkssänger in Moser, Nagel und Amon, Fürst, Matras. Das waren echte Wiener Gesellen, welche den echten Wiener Humor dem Wiener vorjauchzten.

Der Handwerker, der Bürger und der Fremde eilten zu diesen Productionen, die sie im Herzen mitsangen von A bis Z. Dann riss aber in Wien die Chansonettenmode ein. Man brachte Weiber anstatt der Männer und vergrößerte französische Nöels zu Wiener Zoten. Von diesem Augenblicke an war der echte Wiener Volkssänger — (welcher unter Leopold dem Ersten mit dem Volkssänger Augustin begann), geliefert. Nagel wurde närrisch, Fürst wurde stolz und Director, Matras wurde zahm und „erster Komiker“. Die Weiber à la Therese hatten das Feld frei.

Die Erste, welche das heutige Volkssängerthum auf dem Gewissen hat und trotz alledem die Gesuchteste bleibt, ist die Mansfeld. Sie ist eine schnofelnde Uebersetzung der nasaltonirenden Theresa. Sie ist nicht mehr jung, sie hat keine Stimme, aber sie war „die Erste“. Die Hornischer war eine Schönheit, und dürfte heute nur noch als Ruine interessant sein. Ihre Vorträge sind zwar sehr decoltirt, aber sie überschreitet nie die Grenze des herzlichen Gelächters, und sieht immer aus wie die Witwe eines Rittmeisters.

Die Ulke ist die pure „invite“. Sie trägt zu jeder Chansonette ein andersfarbiges Atlaskleid mit einer Schleppe, welche ihr ein Diener mittelst einer Stange auf die Bablatschen nachtragen muss. Jedes ihrer zotig auf die Stirne gesenkten Haare ist ein Wink, der selbst von einem Lappländer verstanden werden müsste. Die Schmer ist ein rentabler Irrthum der Natur. Sie singt in Männerkleidern, raucht Tabak, spielt Tarok und grämt sich zuweilen über die Untreue ihrer Sängerrinnen. Aber der Wiener goutirt auch das sächliche Geschlecht. Eine einzige Volkssängergesellschaft hat den alten rechten und echten Wienerton beibehalten. Das ist Drexler mit seiner Singspielhalle. Hier ist der echte Wiener Humor vertreten, hier jauchzt der echte Wienerfrohsinn aus allen Kehlen. Man hört da Schubert und Gumbert zwischen den tollsten Szenen, die in allen Dialekten spielen, und — was die Hauptsache, man kann da seine Kinder mitführen. So toll der Humor ist, wird er bei Drexler's niemals frivol. Die Drexlergesellschaft ist die rechte und einzige Nachkommenschaft des „seligen lieben Augustin“.

Am Aschermittwoch beginnen die Wiener Volkssänger ihre Fasten, und wenn sie durch den thauenden Schnee mit dem Sarge der Bassgeige nach Hause waten, begegnen sie schon einem zweiten Typus unserer Residenz: dem Kerzelweibe, welches zur Frühmette wackelt.

Frömmelrinnen, Kerzenverkäuferinnen, alte Kirchenbettelrinnen besitzt jede Residenz; aber das „Kerzelweib“, das eigenartige Wiener Kerzelweib besitzen nur wir. Sie hat eine bessere Vergangenheit gehabt und ihr Mann hat irgend einen Titel geführt während der Allianz gegen den ersten Napoleon.

Sie mischt hochdeutsche Worte in den Lerchenfelder Dialekt. Sie trägt einen sogenannten „Wickler“, welcher karrirt und wattirt ist. Auf dem Kopfe hat sie einen fettigschwarzen Kapuchon, an den Händen dicke Handschuhe, welche mit Lammfell gefüttert sind. Ein Rosenkranz baumelt ihr vom Gürtel herab.

Sie beichtet alle acht Tage; sie besucht alle vierzehn Tage den Herrn Pfarrer des Viertels und erhält von ihm ein Heiligen-

bild. Sie schnupft Tabak und öffnet den Mund zum Singen, so oft eine Procession an ihrer Kirche vorüberzieht. Es wird aber immer ein Räuspern daraus. Vor ihr liegen Wachsstöcke mit vergoldeten Heiligenbildern, und viele, viele Bündel von weissen, grünen, und rothen Wachskerzen, die grossen Anwerth finden. Denn jede echte Wiener Familie ehrt ihre lieben Todten dadurch, dass sie an deren Todestage ein paar Kerzchen anzünden lässt und dabei ein kurzes Vaterunser betet. Viele hundert Centner Wachs werden so alljährlich in Wien unnütz verbrannt, ohne dass sie einer Seele zur Seligkeit verhelfen; und dennoch machen diese flimmernden dünnen Lichtlein in allen Kirchen einen guten Eindruck; denn sie beweisen, dass auf den täglichen Gräbern eine tägliche Erinnerung blühen bleibt, und dass der echte Wiener, möge er noch so liberal und radical sein, immer an ein Wiedersehen glaubt. Der starrste Atheist wird hier durch seine Familie zum Theisten.

Und hinter diesem leuchtenden Glaubensbekenntnisse der Ungläubigen hockt die Kerzelverkäuferin auf ihrem Schemel, und bläst hin und her, und kratzt alte gestockte Kerzenpfützen fort und klebt neue grüne, weisse oder rothe Seelenerlösungen auf den Stein. Sie selber rechnet wohl nur die Kreuzer zusammen, die sie an den armen Seelen im Fegfeuer verdient. Aber der liebe Gott hat sicher seine Freude an den Opfernden, welche diese Kerzlein in dankbarer Pietät leuchten lassen, und so bleibt wohl das Kerzelweib als Wahrzeichen der Wiener Kirchen erhalten, bis — auch der alte Stefansthurm zu den Landwehrlungen einrücken muss.